

Antlitz eingegraben, das weit hinaus über die Landschaft schaute und großartig wirkte durch seine Ausmaße und durch die Erhabenheit seines Ausdruckes.

Unter den Dächern des kleinen Dorfes aber erzählte man sich, daß eines Tages unter ihnen ein wunderbar gütiger Mann erscheinen werde, der dem Felsengesicht Zug um Zug gleiche, um dort seine Tugend wirken zu lassen und unvergeßlich Gutes zu tun.

Und da war ein kleiner Knabe, der wie alle Leute des Dorfes die wunderbare Geschichte gehört hatte und davon in seinem Herzen einen so lebendigen Eindruck trug, daß er nicht mehr aufhören konnte, darüber nachzudenken und seine Augen immer wieder hinauf zum großen steinernen Antlitz erhob. Er stand oft unter der Türe, steckte seinen kleinen Finger in den Mundwinkel und betrachtete den gewaltigen Riesen da oben, der so ganz verschieden war von all den Menschen, die um ihn herum lebten. Oft hielt er mitten in seinem Tun inne und ließ seine kleine Seele zu den Geheimnissen der schönen Versprechungen fliegen. Was werden wohl seine unvergleichlichen Wohltaten sein, welche Schätze werden wohl aus den Händen dieses wunderbaren Helden fließen? Und immer mehr und mehr liebte er das große steinerne Gesicht und begann ihm immer ähnlicher zu werden, ohne es zu wissen. Und das dauerte manches Jahr, bis er endlich das Mannesalter erreicht hatte, bis er eines Tages über den Dorfplatz schritt und seine Nachbarn und seine Freunde bei seinem Anblick in Bestürzung gerieten, denn sie sahen, daß der Mann, von dem die alte Überlieferung berichtete, nun mitten unter ihnen war.⁷

So wie der kleine Knabe dem betrachtenden Felsenantlitz und den damit verbundenen Versprechungen im Laufe der Jahre ähnlich wurde, so gleicht sich der Selbsterzieher nach und nach dem sittlichen Ideal an, dem er seine ganze Persönlichkeit öffnet. Daraus erklärt sich auch die Rolle der Wertmeditation in den verschiedenen historischen Formen der Selbsterziehung. „Schau beständig hin auf das Gute, den sittlichen Wert und auf Gott, den Ursprung und Inbegriff aller Sittlichkeit, und du wirst selbst gut werden.“ Der weise Mentor in dem mystischen Roman „Die Antwort des Herrn“ weiß seinem jungen Freund keinen besseren Rat zu geben, als ihn immer wieder auf diese Urtatsache des Geheimnisses der Selbsterziehung hinzuweisen, die auch in dem Paulinischen Wort liege: „Alles, was schön, alles, was gesund, alles, was rein ist, beschäftige einzig eure Gedanken, und ihr werdet zum Bild der Herrlichkeit umgewandelt.“

Die christliche Gemeinschaft in heutigen Romanen

Von Hubert Becher S. J.

Geistiges verwandelt sich unmerkbar. Mag auch die Flutwelle sich hoch aufwölben, sie zerstiebt silbern und sinkt zurück. Der Grundstrom jedoch arbeitet langsam, verschiebt nur allmählich seinen Weg, zeichnet ihn darum aber um so entschiedener. Beides gehört zusammen, der mahlende Strom der Tiefe und der zusammengeballte Ansturm der Gezeiten.

Äußerlich bezeichnend für das Romanschaffen der Gegenwart sind noch immer die häufige Darstellung geschichtlicher Stoffe und dichterische Bilder geschichtlicher Persönlichkeiten. Diese vor ein paar Jahrzehnten nicht nur in Deutschland erwachte Vorliebe ließ in ängstlichen Gemütern

⁷ Aus Chateaubriant, Die Antwort des Herrn. Einsiedeln u. Köln 1936, Benziger.

manchmal den Verdacht entstehen, als ob damit eine Abkehr vom Geschehen und Mitleben unserer Zeit verbunden wäre. Hans Friedrich Blunck wandte sich dagegen, obwohl er in seinem „Geiserich“ wirklich Historiker sein wollte. In der Tat kann ein Dichter Mittelalter oder Barockzeit schildern, selbst weit zurückliegende Jahreszahlen nennen, ohne daß die geschichtliche Bezogenheit in den Kern des Geschauten eingeht.

So scheint es sich in Beumelburgs „Mont Royal“ letztlich um etwas uns sehr Zeitnahes, um einen religiös beseelten Gemeinschaftsgedanken zu handeln¹. In einem Moseldörfchen wird Johannes geboren und nach dem Vorläufer des Herrn genannt. Man heißt ihn aber schon von früher Jugend Jörg, und dem Kämpfer für das Reich steht der Name besser, wenn er auch die Stimme eines Rufenden in der Wüste bleibt. Vater und Mutter lieben sich, aber der grundverschiedene Charakter, die übertriebene Frömmigkeit der Mutter, der Starrsinn des Vaters, der sich ob der Feindschaft von Katholiken und Protestanten vom Konfessionellen überhaupt abwendet, zerstören das Glück der Ehe. Der Gegensatz bricht aus, als der älteste Sohn Martin auf den Wunsch der Mutter Heim und Hof verläßt und zu den Kapuzinern geht. Der erregte Vater schlägt die Mutter und schlägt Jörg, der nun von Hause flieht. Schon immer ist er ein Träumer gewesen. Seine dumpfe Sehnsucht geht nach dem Deutschen Reich, das Franzosen und Türken im Zweifrontenkrieg bedrohen. Er schließt sich einer buntgemischten Truppe an, die unter Führung eines Franzosen nach Wien zieht, wo der Türke steht; Jörg zeichnet sich aus, rettet seinem Hauptmann das Leben, gewinnt die Liebe Starhembergs. Wien wird zwar befreit, aber das Reich hat nichts davon. Abenteuernd kommt Jörg als französischer Söldling wieder in die Heimat, desertiert, wird gefangen und wählt freiwillig die Strafe des Spießrutenlaufens, da er für sein Deutsches Reich leiden will. Dann zieht es ihn nach Berlin zum Großen Kurfürsten, von dessen Armee er die Rettung und Wiederherstellung Deutschlands hofft. Mit dem Heer des Nachfolgers marschiert er dann zum Rhein, zeichnet sich aus, rettet dem Kurfürsten das Leben, bittet ihn in einer Audienz, er möge dem Reich sein Leben weihen, sein Söldnerheer in ein Volksheer verwandeln, den Franzosen verjagen und die innere Zerrissenheit als Führer des deutschen Volkes beseitigen. Jörgs Gedanken scheinen dem Fürsten Rebellenart zu sein. Er hält Gehorsam und die Furcht vor Gott und der Obrigkeit für haltbarer als den Glauben an das Reich und eine Idee.

Jörg verläßt enttäuscht sein Regiment und sammelt in Eifel und Hunsrück die Bauernjugend, die das Sklavenjoch der Franzosen nicht mehr tragen will, tut dem Reichsfeind Abbruch, wo er kann, erhebt sich auch in geistigem Kampf wider die geistlichen Herren, die diesen Volkskrieg in Nacht und Nebel für Sünde erklären und „schweißtriefend zur Geduld, zur christlichen Nächstenliebe, zur genauesten Beachtung der Kriegssitten und zur Hoffnung auf die Hilfe des Allmächtigen“ raten. Im Stich gelassen von den Führern des Reiches, die um eigenen Gewinn feilschen und

¹ Mont Royal. Ein Buch vom himmlischen und vom irdischen Reich. Von Werner Beumelburg. 12⁰ (292 S.) Oldenburg 1936, Stalling. Geb. M 5.50.

das Reich vergessen, muß der Freischarenkampf zusammenbrechen. Die Aufständischen werden zersprengt. Jörg wird verwundet, gerät auf seinen Irrfahrten in die Hände der Brandenburger, die den Fahnenflüchtigen martern und dann laufen lassen. Wie ein gehetztes Wild streift er noch eine Zeit lang umher und verhungert auf jenem Platz in der Nähe des Heimatdorfes, wo er als Knabe über das Reich nachgedacht hatte. Da finden und erkennen sie ihn. „Es sprach aber keiner, also daß es war, als breitete sich eine Stille der Erwartung aus und als könnte es nicht lange währen, bis der Tote aufstünde und seinen Mund öffne.“

Wie man sieht, ist das Lebensschicksal Jörgs zwar in das 17. Jahrhundert eingebettet, ohne daß es aber dem Dichter auf geschichtliche Wahrheit ankäme. Der Charakter und die Ziele der Politiker werden vom Dichter verändert bis zu dem Grad, daß er ausgerechnet dem Großen Kurfürsten den „Grundsatz der Beständigkeit und Beharrlichkeit“ zuschreibt. Wenn auch die allgemeinen Linien der europäischen Politik in die Richtung des dichterischen Zieles gehen, so sind die Verhältnisse doch meist so geschildert, daß sie mit geringen Änderungen für das Deutschland und Mitteleuropa der Nachkriegszeit passen, wo Frankreich und Rußland das von Parteien zerwühlte Reich bedrohten und kein Retter aufzustehen schien. — Von kulturhistorischer Treue kann man ebenfalls nicht reden. Beumelburg vernachlässigt sogar die psychologische Wahrheit des Hauptcharakters. Jörg ist ein Träumer und dabei von einer unerhörten Beobachtungsschnelligkeit, ein Mann eiserner Entschlossenheit und Ausdauer, der aufrechten Hauptes durch die Spießruten geht in der Kraft seiner Idee „Unser Reich komme“, und dem bei der bitteren Ansprache eines Kameraden sofort die Tränen in die Augen treten, ein armer Bauernjunge, der Gesichte schaut, und der zugleich abstrakte Gedankenreihen entwickelt, wie sie erst in unsern Tagen denkbar sind und in der Tat gedacht wurden. Diese psychologischen Unwahrscheinlichkeiten sieht natürlich Beumelburg auch, aber erträglich macht ihm dies und anderes der Wille zu dem Ziel der Dichtung, das er im Untertitel seines Romans nennt: Ein Buch vom himmlischen und vom irdischen Reich. Der Gedanke, nichts anderes steht im Mittelpunkt der Dichtung; und die Einwände gegen die sichtbare Gestalt dieser Idee meint der Dichter verantworten zu können.

Ehe wir weiterschreiten, wenden wir uns zu einem Roman von Kirschweng². Was ist Martin Gutland, was sind seine Mutter oder Dr. Herpel, was der Kreis der Familie d'Herbigny anderes als Menschen, die auch anders heißen, in andern Verhältnissen leben könnten? Nicht ihre persönliche Eigenart darzustellen ist Ziel der Dichtung; ihr Sinn liegt in ihrer — und unserer Stellung zur deutsch-französischen Frage. Sie fühlen die Not zwischen beiden Völkern, die Seelennot, die entweder zum Kampf bis zur Vernichtung oder zur inneren Überwindung führen muß. Es ist nicht der große oder kleine Einzelne, der seine ganz eigentümliche Aufgabe hat

² Feldwache der Liebe. Von Johannes Kirschweng. 12⁰ (264 S.) Saarlautern 1936, Hausen. Geb. M 4.50.

oder den Durchschnitt verkörpert. Er ist persönlich der Gemeinschaft des Volkes verpflichtet und verantwortlich. In der „Feldwache der Liebe“ erscheint diese Verantwortung gedoppelt, da Martin Gutland an der Saar zuerst, wie selbstverständlich, der Heimaterde und seinem ganzen Volke zugehört, dann aber auch seine Grenzaufgabe hat. „Ich muß darauf verzichten“, so läßt Kirschweg seinen Helden sagen, als ihm von einem Franzosen zugegeben wird, daß es auch Überdeutsche gebe, mit denen sich ein Franzose an einen Tisch setzen könne, „ich muß darauf verzichten, zu dem andern, besseren Deutschland zu gehören. Es gibt nur ein Deutschland, und das ist mein Vaterland.“ Und dennoch ist Gutland überzeugt, „daß es unsere Aufgabe ist, Aufgabe der Deutschen und Franzosen, in gemeinsamem Arbeiten und Mühen alles daranzusetzen, daß sie zusammen den unsterblichen Gesang des brüderlichen Lebens anstimmen, so daß der Tod von Tausenden von Kämpfern nur ein geringfügiger Preis dieses Lebens war.“

Es ist kein „politischer Pietist“, der so spricht. Denn der Assistenzarzt Martin Gutland liebt die Heimat mit ganzer Seele, und selbst die Poren seines Leibes scheinen dafür da zu sein, der Heimaterde Atem und Duft zu trinken. Ein winkeliges Saarstädtchen ist sein Geburtsort, und das wellige Land mit Wiese und Fruchtbacher im Sonnenschein weitete sein Herz wie am ersten Tag, da er seine Schönheit aufnehmen konnte. Die Mutter führte ein kleines Lebensmittelgeschäft und brachte es nie fertig, „zu der schon gut zugewogenen Thüringer Leberwurst nicht noch ein winziges Scheibchen wenigstens hinzuzugeben, weil ihr sogar beim Wurstverkauf schien, daß man mit reiner wägender Gerechtigkeit nicht genug tue in dieser Welt. Wenn ihr das aber schon beim Wurstverkauf schien, dessen eigentliches Gesetz doch die Genauigkeit des Wägens ist, um wieviel mehr in allen größeren Dingen des Lebens.“ Diese gütige Frau übt denn auch die Liebe und weiß sie in Menschenherzen wieder zum Leben zu bringen, wenn sie sich gegen ein hartes Geschick durch einen eisernen Panzer zu schützen versuchen. Selbst bei dem Chefarzt des großen Krankenhauses, dem ein nur mittelbar verschuldetes Unglück den Berufssinn zu zerstören beginnt, bringt sie es fertig, die Liebe als wahre, gesundheitsbringende Kraft des Arztes zu wecken.

Von ihr hat Martin auch die Liebe zum Vaterland. Sein Herz blutet, wenn er als Student durch die verlorenen Gaue des Elsaßes wandelt. Als er auf einer Fahrt zu der alten Colmarer Kirche Unterlinden kam, die das Bild des deutschen Malers Matthias Grünewald birgt, und er dort eine südfranzösische Reisegesellschaft ihre Touristenbemerkungen machen hörte, glühte in ihm und seinem Freund Enderlin der Gedanke auf, das Bild zu entführen. Dazu nun mußten sie die Bekanntschaft des Kustoden machen. Von da nahm sein Leben eine Wendung. Denn dieser lehrte ihn, wie Bild und Landschaft zusammengehören, und wie die fremden Worte Unverständiger weder das Land noch seine deutsche Geschichte verwunden können, wie vielmehr die Liebe und Andacht von Kunst und Natur Herzen verwandelt, die der besseren Regung noch fähig sind. Seit jener Stunde sieht Martin seine Heimat mit noch tieferen und blankeren Augen,

sieht sie sich dehnen über die Grenzen hinaus. Der Schlagbaum aber und der Stacheldraht der Menschengrenze wird ihm immer fragwürdiger. Er gedenkt der Vergangenheit, wo das Land noch kein hüben und drüben kannte, und wo Sankt Oranna die eine himmlische Patronin der gesegneten Gefilde und ihrer Bebauer war.

Die Geschichte Gutlands ist nun bald erzählt. Als er einst wieder an der Grenze steht, fährt nach Frankreich ein Wagen zurück, dessen Insassen, ein junges Mädchen und ein ehrwürdiger Greis, durch seine Hilfe die Einwände eines Zollbeamten wegen einiger Seidenstrümpfe glücklich erledigen können. Ein Blick der Dame voll Bläue, Heiterkeit und Zauber trifft den Arzt, aber dann ist die Erscheinung auch schon verschwunden. Bald macht Martin eine Reise zu den Schlachtfeldern von Verdun und erlebt, wie die Besten zweier Völker für ihre Heimat gekämpft und ihr Blut dahingegeben haben. So stehen sie schon seit Jahrhunderten sich gegenüber, Kinder einer Erde, die sich gegenseitig töten. Wann wird es genug sein? Wann werden sie sich, jeder seines eigenen Wertes bewußt, die Hände reichen? Kann das Pochen auf die Gerechtigkeit, die gerechte Anerkennung, die gerechten Ansprüche helfen? Die Herzen müssen sich öffnen. Nicht die Kunst kann durch ihren Tempel an der Grenze die versöhnten Brüder einen. Nur die Liebe, die aus der mütterlichen Erde aufkeimt, gehegt und vollendet wird durch die Schutzmächte des Himmels, der über beide sich wölbt und die Sonne scheinen läßt, vermag es. Symbol dieser Schutzmacht, der Religion der Liebe mit allen ihren Geheimnissgaben, ist Sankt Oranna. Martin wird in Metz mit seinen Freunden von einem alten, zarten Mann in den Garten geladen, wo er gerade die Herbstfrüchte sammelt. Es ist ein Baron d'Herbigny, aus altem französischem Geschlecht, der Deutschland, das er immer geliebt hat, bei sich zu Gast haben möchte. Seine Nichte kommt hinzu, es ist Oranne, die mit ihrem Vater einst an der Saargrenze der Seidenstrümpfe halber angehalten worden war. Wenn Martin und Oranne auch kaum miteinander sprechen, bei ihrem Scheiden lieben sie sich, und zwar lieben sich in ihnen Deutschland und Frankreich.

Es folgt eine Einladung Gutlands zum Weihnachtsfest. Beim Mahl mit den Gästen, Martin, dem Ortspfarrer, dem Neffen d'Herbignys, kämpfen das ganze Deutschland mit dem ganzen Frankreich, indem Martin es ablehnt, zu einem erdichteten Auswahldeutschland zu gehören. Er muß auch lächeln über den Ortspfarrer, der in dem Gespräch nur „den Verständigungswillen“ gesehen hat, da er „zu dem heiteren Durchschnitt gehörte, der am bequemsten mit einmal für immer erworbenen Meinungen lebt und der eben die Meinungen erwirbt, die am leichtesten zu erwerben sind. Ihnen muß man nur möglich machen, die neuen besseren Meinungen gleichfalls nicht ohne jede Bequemlichkeit sich anzueignen, dann sind sie nicht allzu hartnäckig“. Der erbittertste Gegner Martins aber ist Gaston, der Neffe des Gastgebers, ein echter Südfranzose, der die Weite des alten lothringischen Geschlechts der d'Herbigny nicht kennt. Ihm scheint es ein Frevel an den Gefallenen des Krieges zu sein, von Versöhnung zu sprechen. Als Martin durch ein Telegramm seines Chefarztes abgerufen wird,

fährt er Gaston ohne weiteres durch die Regennacht zur Rache auf die Schlachtfelder von Verdun vor jenen Schützengraben, wo die Franzosen noch im Tod ihre zum Sturm gereckten Bajonette halten. Bis zum jüngsten Tag?

Hier kommt es nun zu einer erschütternden Auseinandersetzung, in der Gaston unterliegt. Diese Toten gingen ein in das Ewige Reich, da sie das Beste auf dieser Erde verteidigten, ihre Heimat, aber sie sind vereint mit ihren Feinden, da die Liebe über die Gerechtigkeit hinausgeht. Und es ist ein Liebesdienst, ihnen die Bajonette aus den Knochenhänden zu nehmen. Martin gibt sich daran. Das erste gibt nach, das zweite nicht. Die Hand, die es in Haß umklammerte, hat sich noch nicht gelockert. Es müssen noch mehr Opfer leiden. Martin ist das erste. Er hat sich am rostigen Eisen verletzt und erliegt nach einigen Tagen einer Blutvergiftung. Noch in den Fieberphantasien ruft er: „Reißt sie heraus, diese Bajonette! Laßt mich doch nicht allein! Helft doch alle! Sie warten, ja sie warten!“ — „Dann starb er. Über seinem Grabe senkten sich die Fahnen seines Landes, weil er es in einem bösen Krieg und in einem böseren Frieden verteidigt hatte. Aber ein großer und feierlicher Kranz trug die Fahnen des Nachbarlandes, in dessen Toten er Brüder gesehen hatte und in dessen Tochter Oranne das Leben.“ Sein Tod war schwer, und dennoch ein geringer Kaufpreis des Lebens. Dieses Wort „*Mors vile pretium vitae*“ geht als Grundton durch das symbolische Geschehen, das Kirschweng mit aller Kraft und Innigkeit der Sprache aufgezeichnet hat. Das Leben ist eine Aufgabe, für die selbst der Tod ein geringes Opfer ist. Furchtbar ist der Tod, wenn das Ich das letzte Ziel ist, fruchtbar hingegen, wenn das Leben des einzelnen eingesetzt wird für das Leben der Gemeinschaft, der wir im Wesen verhaftet sind.

Auch bei Beumelburg ist die Ursache der Schwäche, der Ehrlosigkeit, der Zerrissenheit und des Unterganges die Selbstsucht des einzelnen, der, ob Fürst oder Bauer, nur den eigenen Besitz kennt und ihn auf Kosten der andern zu mehrern sucht. Dagegen stellt er das Reich, wo im Herzen jedes einzelnen der Trieb zum Volk erwacht ist, und wo dieses Reich nur dem eigenen Gesetz gehorcht, einem Gesetz, das allen frommt, „einer Herrschaft der strengsten Zucht und der unbeschränkten Verpflichtung gegen das Volk“, und wo sich „die Menschen dieser Zucht beugen als einem Gesetz, das ihrer eigenen Brust entstammt“. Dem Grundstreben des Menschen entspringt diese Hinordnung von selbst, sie muß aber erkannt, verteidigt, entfaltet und zur Vollendung geführt werden. Stilistisch geschieht dies in den Dichtungen häufig durch den Dialog, in dem die Köpfe und Herzen in Kampf und Ergänzung sich zur klaren Anschauung der Wahrheit, der ihr Sein verpflichtenden Wahrheit, hindurchringen. Dieser Dialog erreicht bei Kirschweng hohe Kunst; bei Beumelburg möchten wir lieber von einem Scheindialog sprechen, in dem die Mitredenden, ob Berthold, ob Friedrich Wilhelm, nur Antupfer sind und Jörg nur Gelegenheit geben, seine Gedankenreihen zu entwickeln.

Es fragt sich nun, ob die Begründung dieser Sachordnung nur in der Gemeinschaft, also in der viele Geschlechterreihen umfassenden Persön-

lichkeit, oder in Gott, als dem Schöpfer und Träger, dem Richter von Völkern, Ordnungen, Geschlechtern, Menschen, gesehen wird. In der Tat beziehen Beumelburg und Kirschweg mit aller Bestimmtheit das Hintergrundliche der menschlichen Dinge, das Metaphysische, auf das Göttliche, mag auch die Stellungnahme des einen Dichters verschieden von der des andern sein. Beumelburg läßt in seinem Buch vom himmlischen und irdischen Reich seinen Helden Jörg sagen: „Man muß die Menschen bereit machen, daß sie das Ewige erstreben über das Gegenwärtige.... Sie sollen erfahren, daß es ein irdisches Reich gibt, in dem sie sich bewähren müssen, ehe das himmlische ihnen geöffnet wird. Wer aber das himmlische vor dem irdischen erstrebt, der wird zum Verräter an ihnen.“ Daher tadelt Jörg seine Umgebung: „Sie suchten alle mit Inbrunst einen Glauben, aber sie waren blind für das Irdische, und je schlechter das Irdische war, desto mehr flüchteten sie in das Jenseitige, das sie nicht kannten. Wie aber darf ich dann flüchten vor den Dingen, die vor mir sind.“ So ändert Jörg denn die Bitte des Vaterunsers „Dein Reich komme“ in „Unser Reich komme, ja unser Reich komme!“ Neben dieser etwas krausen Theologie, die sich bei Beumelburg auch sonst verrät, fällt auf, daß er Personen, die das himmlische Reich suchen, Jörgs Mutter und Bruder, menschlich so verkrampft, hilflos, ja widerwärtig zeichnet, während es immer der Meistergriff großer Dichter war, die Träger gegnerischer Anschauungen lebenswürdig zu gestalten, damit sich der Sieg der Idee des Werkes um so strahlender offenbare.

So handelt etwa Kirschweg, von dessen Personen die des französischen Pfarrers am mittelmäßigsten und selbstzufriedensten ist, obwohl gerade Kirschweg, selbst ein katholischer Priester, die Lösung aller Spannungen am klarsten im Religiösen sieht. In seinem Roman herrscht trotz aller widereinanderstehenden Kraftströme eine innere Ausgewogenheit, bei der die Einzelwerte weder aufgelöst noch falsch vermischt, noch gehemmt und unterdrückt werden. Der Atem der Erde, das Pochen des Blutes, das Erbe der Rassen, die Tatsachen der Geschichte, der Wille und die Anlage der einzelnen, alles hat seinen Ort, und alles wird überstrahlt von Gottes Forderung der Gerechtigkeit und Liebe. Kirschweg sieht durchaus die Härte der Gegensätze und geht ihnen nicht aus dem Wege, aber er sieht auch ihre Einheit in Gott, und zwar in dem sich im Christentum offenbarenden Gott. Freilich muß auch dem Leser dieser Gott eine Wirklichkeit und nicht nur Schall und Rauch sein, wenn er seine Wirkungsmächtigkeit innerlich verkosten will. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß die zuweilen allzu „blühende“ Sprache Kirschwengs dieses innere Verkosten erschwert und den Leser leicht schwebend über bittere Abgründe hinwegträgt.

Schwieriger, damit aber für die Untersuchung günstiger, wird die Frage nach dem letzten Grund der Gemeinschaftsbindung von Bergengruen³ gelöst. Fra Agostino, der Geheimbote des Großtyrannen von Cassano, ist in

³ Der Großtyrann und das Gericht. Von Werner Bergengruen. 12⁰ (304 S.) Hamburg 1935, Hanseatische Verlagsanstalt. Geb. M 5.80.

einsamer Nacht im Garten des Herrschers getötet worden, von ihm selbst, wegen Verrates, wie wir auf den letzten Seiten des Buches erfahren, nachdem wir es vielleicht schon vorher vermuteten. Der Großtyrann befiehlt Nespoli, dem Herrn der „Menschenfischer“, des geheimen Fahndungsdienstes, binnen drei Tagen den Mord aufzuklären. Alle Bemühungen sind erfolglos. Von neuem wird ihm eine dreitägige Zeitspanne gegeben, nicht ohne daß der Herrscher droht, den erfolglosen Hüter der Sicherheit töten zu lassen, da er dann, wenn auch nicht an seiner Treue, so doch an seiner Tauglichkeit zweifeln müsse, das Leben des Staatsoberhauptes und damit die Ruhe des Staates selbst zu bewahren. Der geängstigte Beamte unterliegt der Versuchung, den Selbstmord einer Halbsinnigen, die der Schande entflohen und am Morgen nach dem Tod Fra Agostinos aufgefunden wurde, mit dem Mord in Verbindung zu bringen. Mancherlei Gerüchte über diesen dem Klosterleben entfremdeten Mönch bieten ihm willkommenen Anlaß. Er äußert seine Vermutungen, die aber leicht von seinem Herrn entkräftet werden, nicht ohne daß dieser seine Drohung verstärkt wiederholte. Nespoli, der sich einmal aus der Bahn strenger Verantwortlichkeit entfernt hat, gerät in Verwirrung und offenbart sich Vittoria, seiner Geliebten, der Gattin Confinis, der ebenfalls am Tag vor der Mordnacht außerhalb der Stadt gewelt hatte und fieberkrank am nächsten Morgen zurückgekehrt war. Confini stirbt, nachdem er nach seiner Beicht um Tinte, Feder und Papier gebeten und alle Verwandten weggeschickt hat. Um ihren Geliebten zu retten, läßt Vittoria durch den „Rettichkopf“ ein Mordgeständnis fälschen, als ob der Tod den Schreiber mitten in seiner Arbeit überrascht hätte, und verbirgt es in den Falten des Bettes. Hier wird es gefunden und kommt in die Hände des Großtyrannen. Er übergibt es zur Echtheitsprüfung eben dem Fälscher. Nun kommt Confinis Sohn aus erster Ehe, der Rechtsstudent Diomede, aus Bologna eiligst zurückgerufen. Die Schmach des Vaters, die angedrohte Entehrung des mutmaßlichen Mörders und die Enteignung seines Erbes bewegen ihn, ein Mädchen, das „Perlhühnchen“, zu kaufen. Es bezeugt, in der Mordnacht mit Confini zusammengewesen zu sein. Unerträglich ist dieser Gedanke der Schwester des Toten, Mafalda, dem Inbegriff des wichtigtuenden und redseligen Bürgertums, die mit höheren Geldsummen das Perlhühnchen zu halber Zurücknahme des Zeugnisses gewinnt. Immer verworrener wird die Angelegenheit, immer mehr Menschen werden hineingezogen oder mischen sich ein. Der Großtyrann befragt auch den Beichtvater Confinis, Don Luca, nicht um ihn zum Bruch des Beichtgeheimnisses zu bewegen, sondern wegen anderer Aussagen, die mit der Beichte an sich nicht zusammenhängen. Auch er gerät in Verwirrung. Eine schwüle Hitze lagert über der Stadt, die die Aufregung steigert und die dumpfsten Triebe ans Licht kommen läßt.

Da stellt sich der Färber Sperone, ein frommer Christ, einen Spiritualen würde ihn der Kenner der religiösen Bewegungen des Renaissance-italiens nennen; er habe den Mord begangen. Er bekenne es jetzt, da das, was in Cassano geschehe, Lüge, Meineid, Gewalttat, mehr sei, als das

Gewissen dessen, der sich als Urheber der Begebenheiten zu fühlen hat, ertragen könnte. Überrascht atmet die Stadt auf, und der Großtyrann beruft das Gericht. Er bekennt nun seine eigene Urheberschaft und klagt die Hauptbeteiligten, Beamte und Untertanen, an, die Prüfung nicht bestanden zu haben und der Versuchung, das Ich zu retten, erlegen zu sein. Selbst der fromme Sperone habe dem Reiz, statt des stillen verborgenen Lebens des Glaubens eine große äußere Opfertat zu begehen, nicht widerstanden. „Sehe ein jeder zu, wie er das Gericht des von ihm Getanen ertrage.“

Da muß der Großtyrann sich von Don Luca sagen lassen, daß auch er der Versuchung erlegen sei, der des Gottähnlichseins wollens. „Ein jeder andere wurde so versucht, daß er aus Zwang und Not eines rettenden Auswegs bedurfte. Du hast mit deinem freien Willen dieses widergöttliche Spiel angehoben, nicht getrieben von einer Not, sondern einzig von deinen Gelüsten, in Gleichheit Gottes die Schicksale der Menschen zu bewegen und zu beschauen und endlich als ein Weltrichter über sie zu befinden. Und so hast du des Menschen Fehlbarkeit und Leichtverführbarkeit bestürzender zum Erweise gebracht als diese andern.“ Mit mühseliger Stimme befragt der Großtyrann den Färber, der ihm nun sagt, daß nicht der Wille zur großen Tat, sondern die Liebe zu allen Einwohnern ihn bewogen habe, Cassano aus seinem Tadel herauszuführen. Und als ihn der Richter fragt, ob diese Liebe auch dem Mörder Fra Agostinos und dem Großtyrannen selbst gegolten habe, bejaht er mit einem Nicken.

Ein Urteil wurde nicht gefällt. „Endlich sprach der Großtyrann: Geht jetzt ruhig in eure Häuser. Es wird manches sein, das ihr noch untereinander werdet in Ordnung zu bringen haben. Dies mögt ihr in der Stille tun, jeder nach seinem Gewissen. Und auch ihr sollt euch ja gegenseitig vergeben. Morgen werden wir miteinander den göttlichen Leib nehmen und danach den Herrn Confini zu seiner Ruhe bestatten. Und dann werden wir trachten, unser Leben weiterhin zu ertragen, ein jeder nach seiner Weise. Denn dies wird ja von uns gefordert.“

Der Roman ist, abgesehen von dem nicht ganz lauterem und nicht genügend durchgeprüften auslösenden Anlaß der Begebenheiten, gewiß einer der glücklichsten Funde des dichterischen Schaffens der Gegenwart und erhellt wie ein leuchtender Blitz die Grundlinien des noch werdenden Gesellschaftbaues der Zukunft. Und auch die Durchführung und Gestaltung sind würdig der dichterischen Erleuchtung. Wir haben beim Lesen und Nachdenken oft der Iphigenie Goethes gedacht, die um das Bild der Göttin in ihrer Seele ringen mußte. Daß Goethe den Einzelmenschen gestaltet, Bergengruen den Staat, die Nation, vom Herrscher durch alle Ordnungen hindurch bis zum letzten Untertanen und Volksglied, vor Augen hat, erübrigt sich wohl zu bemerken. Über das Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Macht und Recht, von göttlichem und menschlichem, zeitlosem und zeitgebundenem Recht, von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit, von Staat und Kirche wird viel gesagt, im Vorübergehen und in eindringlichen Gesprächen, nicht immer in letzter Klarheit und Schönheit, aber immer mit dem heißen Herzen eines großen Dichters.

Was den Roman Bergengruens vor den beiden andern auszeichnet, ist sein Bemühen, auch den inneren stufenförmigen Bau der menschlichen Volksgemeinschaft anschaulich zu machen: die straffe Führung des Gemeinwesens, den strengen Gehorsam der Beamten, die treu und tauglich sein müssen, und deren Tauglichkeit nicht zum wenigsten darin besteht, daß sie selbst denken und, ohne daß Unterordnung und Dienstbereitschaft Schaden litte, als freie Männer mit dem Vorgesetzten verkehren, schließlich die Welt der Untertanen, die, je höher sie stehen, um so mehr auch geistig sich dem Staat einordnen, dessen Druck sie nur dann erfahren, wenn sie innerlich eine Obrigkeit ablehnen, auf die sie keinen Einfluß haben. So entfaltet Bergengruen eine reichgegliederte Ordnung, die, weil zusammengefaßt in einem Haupt, dem allgemeinen Wohl erfolgreicher und dauerhafter dient, als wenn Geschlechter, Stände oder Parteien um den Vorrang kämpften.

Kirschweng und Bergengruen stimmen darin überein, daß sie Gemeinordnung in jedem einzelnen gegründet sein lassen. Jeder ist verantwortlich für das Wohl des Ganzen, keiner ist herdenmäßig nur Gegenstand der Ordnung, alle sind ihre Träger. Und zwar muß jeder bereit sein, aus der Verantwortung für das Ganze nach seinem besten Gewissen seinen Weg zu gehen, ohne daß er immer nach Sicherung und Deckung durch andere Ausschau hielte. Nicht die Furcht vor Gefahr, erst recht nicht die Hoffnung auf eigenen Gewinn und Vorteil darf ihn bewegen, sich selbst, d. h. seinem Gewissen untreu zu werden. Schmeicheleien und Byzantinismus sind ebenso staatszerstörend wie passiver oder aktiver Widerstand, im Roman Bergengruens verkörpert durch die Haltung einiger Geschlechter und Fra Agostinos. Auch Beumelburg scheint uns das als seine Meinung anzudeuten, wenn er von dem Gesetz des zukünftigen Reiches spricht, dessen Zucht man sich beugt, „weil es der eigenen Brust entstammt“. Zum wenigsten können wir aus diesem Satz auch die persönliche Verantwortung ableiten, da hier der eigene Trieb zugleich ein Sollen und eine Verpflichtung besagt.

Die Entscheidung für die Gemeinschaft ist also eine persönliche, verpflichtet in gleicher Weise Untertan und Herrscher, wie Bergengruen besonders klar herausarbeitet. Damit ist zunächst nur die menschliche Seite der uns alle bewegenden Frage hervorgehoben. Sie ist aber im Wesen eine religiöse. Gott ist es, der den Dienst jedes einzelnen verlangt, Gott ist es; der über seine Erfüllung wacht, der richtet. Gerade im Selbstherrscher von Cassano wird dies deutlich. Ihm ist Gerichtsgewalt über alle gegeben, er hält Leben und Tod in seiner Hand, aber er wird auch seinerseits beurteilt und gerichtet. Er steht in des größeren Herren Pflicht, und je höher er gestellt ist, desto schwerer ist seine Verfehlung, wenn er seine Macht ausnutzt, um dem Ich zu dienen. Ganz erschütternd kommt dies im letzten Kapitel des Romans zum Ausdruck, das den Großtyrannen selbst vor das Gericht stellt und ihn schuldig findet. Der Herrscher ist groß genug, seine Schuld zu gestehen und zu sühnen.

Die letzte göttliche Bindung ist es, die allein und unbedingt die menschliche Ordnung sichert, die Gefahr eigenmächtiger Ausdehnung ins Über-

maß bei Hoch und Nieder bannt, die dem sittlichen Wohlstand Dauer verleiht. Aus dieser religiösen Haltung lebt auch Martin Gutland, und Jörg bekennt als religiöse Pflicht, das Ewige zu erstreben „über das Gegenwärtige“. So ist alles Leben, das des persönlichen Lebenskreises wie das der Gemeinschaft, in Gott verankert und hat göttliche Weihe. Während bei Beumelburg diese Wahrheit etwas verdunkelt erscheint durch den Kampf gegen ein verzerrtes und verfälschtes Christentum, stellen Bergengruen und Kirschweg ein rechtes und richtig gesehenes Christentum als letzte und höchste Macht vor und über die Menschen und ihre Ordnungen: das irdische und das himmlische Reich sind untrennbare Einheit.

Sie wird bedroht durch die Selbstsucht, die jeden lockt. Beide Dichter sehen auch die Tatsache des Falles, sehen die Schuld aller Menschen und setzen an die Stelle eines falschen Glaubens an die menschliche Vollkommenheit den Glauben an des Menschen Unvollkommenheit. Aber auch für sie gibt es Heilung; auch die immer wieder sich erneuernde Schuld kann getilgt werden. Ist es die Gerechtigkeit, die scheidende, abwägende, vernichtende, die dies vollbringt? Unsere Dichter antworten: Nein! Es ist die Liebe, jene Liebe, die in Nachahmung des göttlichen Liebhabers und seines Weges sich opfert, ja die bereit ist, nicht zur Selbstrechtfertigung, sondern zum Heil des Volkes zu sterben. Nicht immer muß dieses Opfer vollzogen werden, aber es muß die Liebe dazu bereit sein. Und erst die Tatsache dieser Liebe vermag die Herzen zu bezwingen, daß sie ihrerseits die Lockungen des Ichs überwinden.

Den Dichtern der drei Romane ist jedenfalls das Maß der Dinge nicht mehr der Einzelmensch. Er gehört zu seinem Volk und ist mit ihm wie mit der gesamten Natur gebunden an Gott. Kirschweg hat in seinem anmutigen und gedankenreichen Spiel vom Dichter und Volk (Saarlautern 1936) diesen Gedanken in die Worte gekleidet:

„Im Kelch der Wein der Erde,
Im Lied der Wein der Welt.
Uns tragen Flügelpferde
Bis an das Sternenzelt.“

Selbstverständlich ist es nicht notwendig, daß jedes Kunstwerk dieses ganze Universum umfaßt, aber wo sich der Dichter müht, zu den letzten Tiefen vorzudringen, muß er vor den Thron Gottes treten.

Ob dies der Gott einer nur natürlichen, philosophischen Religion oder der der christlichen Offenbarung sei, ist damit noch nicht gesagt. Die Gegenwart ringt aber um eine Wahl zwischen jener Möglichkeit und dieser Tatsache. Während Beumelburg ein angebliches Christentum, das eine Entstellung wahren deutschen Mannestums ist, ablehnt, entscheiden sich Kirschweg und Bergengruen für den in Jesus Christus geoffenbarten Gott. Daß sie nicht allein stehen, beweisen die von Illenfeld herausgegebenen Bekenntnisse deutscher Dichter (Steglitz 1937), die den bezeichnenden Titel tragen: Die Stunde des Christentums.